

A I M É E C A R T E R



Das göttliche

# MÄDCHEN



HarperCollins

*ya!*

im schwachen Licht der Innenbeleuchtung zu ihr hinübersah, hätte ich schwören können, dass in ihren Augen etwas Unangenehmes aufgeblitzt war. Zorn vielleicht oder Eifersucht.

„Ich will nichts von ihm“, stellte ich klar, für den Fall, dass sie es immer noch nicht begriffen hatte. „Ich hab’s ernst gemeint, als ich gesagt hab, dass ich mit Dates nichts am Hut hab.“

„Ich weiß.“ Aber die Art, wie sie sich weigerte, mir ins Gesicht zu sehen, sprach Bände, und ich seufzte. Eigentlich hätte es mir egal sein sollen, aber in New York hatte ich so viele Jungs gesehen, die ihre Freundinnen ausgenutzt hatten, während sie in Wahrheit längst nach einer anderen Ausschau hielten. Das ging nie gut aus. Egal, wie sehr Ava mich hassen mochte – das hatte sie nicht verdient.

„Warum bist du überhaupt mit ihm zusammen?“

Einen Moment lang sah sie überrascht aus. „Weil er Dylan ist“, sagte sie, als wäre die Antwort offensichtlich. „Er ist süß, hat was im Kopf und ist Kapitän der Footballmannschaft. Warum sollte ich nicht mit ihm zusammen sein wollen?“

„Oh, keine Ahnung“, gab ich zurück. „Vielleicht weil er ein Schwein ist, das bloß mit dir zusammen ist, weil du umwerfend aussiehst und mit ziemlicher Sicherheit Cheerleader bist?“

Pikiert reckte sie das Kinn. „Ich bin sogar der Captain. *Und* der Captain des Schwimmteams.“

„Ganz genau.“

Ava wirbelte das Lenkrad herum, und die Reifen quietschten auf dem Asphalt, als der Wagen eine scharfe Kurve beschrieb. Vor meinem inneren Auge blitzte das Bild einer Kuh mitten auf der Straße auf, und ich kniff die Augen zusammen und betete stumm.

„Wir sind schon ewig zusammen“, setzte Ava nach. „Ich werde ihn ganz sicher nicht abschießen, bloß weil so ein Mädchen, das sich für was Besseres hält, daherkommt und mir sagt, ich wäre dumm, mit ihm zusammen zu sein.“

„Ich halte mich nicht für was Besseres“, erwiderte ich gepresst. „Ich bin einfach nur nicht hierhergezogen, um Freunde zu finden.“

Sie schwieg, während wir durch die Dunkelheit fuhren. Zuerst dachte ich, sie würde gar nichts mehr sagen. Und als sie es eine Minute später doch tat, sprach sie so leise und klang so kleinlaut, dass ich mich anstrengen musste, sie zu verstehen.

„Daddy hat gesagt, deine Mom ist ziemlich krank.“

„Tja, Daddy hat recht.“

„Tut mir leid“, sagte sie. „Ich wüsste nicht, was ich ohne meine Mom machen sollte.“

„Ja“, murmelte ich. „Ich auch nicht.“

Als sie das nächste Mal abbog, hatte ich nicht mehr das Gefühl, wir würden gleich aus der Kurve fliegen. „Kate?“

„Mhm?“

„Ich liebe Dylan. Wirklich. Selbst wenn er nur mit mir zusammen ist, weil ich Cheerleader bin.“

„Vielleicht ist er das ja gar nicht“, bemerkte ich und lehnte meinen Kopf ans Fenster.

„Vielleicht ist er anders.“  
Sie seufzte. „Vielleicht.“

Ava parkte ihr spritfressendes Monstrum an einer dunklen Straße auf dem Seitenstreifen. Über uns ragten Bäume empor, und der Mond zeichnete ihre Schatten auf den Boden. Trotzdem hätte ich im Leben nicht sagen können, wo wir waren. Nicht ein anderes Auto war in Sicht, geschweige denn ein Haus.

„Wo sind wir?“, fragte ich, als sie in den Wald vorausging.

„Das Lagerfeuer ist da weiter hinten“, erklärte Ava, während sie geschickt den tief hängenden Ästen auswich. Ich hatte nicht so viel Glück dabei. „Ist ganz in der Nähe.“

Leise fluchte ich vor mich hin, während ich ihr folgte. Meine Hoffnung, schnell wieder verschwinden zu können, war dahin. Ich würde hier festsitzen, bis Ava wieder fuhr – außer ich ließe mich von einem meiner zahlreichen Verehrer mitnehmen.

Beim Gedanken daran verzog ich das Gesicht. Da würde ich lieber laufen.

„Es ist gleich auf der anderen Seite der Hecke“, sagte Ava, und ich blieb stehen. Hecke?

„Meinst du die Hecke um dieses riesige Grundstück?“

„Du kennst es schon?“ Ava wandte sich zu mir um.

„Meine Mom hat mir davon erzählt.“

„Oh – na ja, das ist der Ort, wo wir unsere Partys feiern. Daddy kennt den Besitzer, und der hat absolut nichts dagegen.“

Irgendetwas an der Art, wie sie das sagte, verursachte mir ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend, und ich erinnerte mich an die Silhouette, die ich im Rückspiegel zu sehen geglaubt hatte. Aber mir blieb keine große Wahl. Vielleicht sagte sie die Wahrheit. Sie hatte keinen Grund, mich anzulügen, oder? Davon abgesehen war der einzige Weg durch diese Hecke, von dem ich wusste, das Tor an der Straße – und von dem waren wir meilenweit entfernt.

„Wie sollen wir denn da reinkommen?“

Sie ging weiter, und mir blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. „Dahinten ist ein Bach. An der Stelle ist eine Öffnung in der Hecke, durch die man klettern kann, und die Party ist gleich auf der anderen Seite.“

Ich wurde blass, als die grauenhaften Alpträume vom Ertrinken wieder hochkamen. „Ich muss aber nicht schwimmen, oder?“

„Nein, wieso?“ Sie musste etwas in meinem Ton wahrgenommen haben, denn sie blieb wieder stehen und sah mich an.

„Ich kann nicht schwimmen. Hab’s nie gelernt.“ Das war die Wahrheit, aber von meinen Alpträumen wollte ich ihr nicht erzählen. Es war schon schlimm genug, dass ich sie Nacht für Nacht von Neuem durchleben musste. Wenn ich Ava das gestand, würde sie es mit Sicherheit bloß gegen mich verwenden.

Sie lachte leise, und ich hätte schwören können, dass sie auf einmal fröhlicher klang. „Ach, keine Sorge, du musst nicht schwimmen. Im Wasser liegen Steine, auf die man treten kann. So kommt man leicht auf die andere Seite.“

Jetzt konnte ich die Hecke sehen. Meine Hände waren feucht, und mein Atem ging stoßweise – und ich glaubte nicht, dass das etwas mit unserem zügigen Tempo zu tun hatte.

„Gleich da vorn.“ Sie deutete auf eine Stelle ungefähr zehn Meter vor uns. Durch die Nachtluft war das Geräusch von fließendem Wasser zu hören, und ich musste all meine Willenskraft aufbringen, um Ava weiter zu folgen.

Als wir am Wasser ankamen, fiel mir die Kinnlade herunter. Das war kein Bach, sondern ein verdammt Fluss. Die Strömung sah nicht besonders stark aus, aber mit Sicherheit stark genug, um mich wegzutragen, wenn ich fiele. Und ohne nennenswertes Licht war es fast unmöglich, die Steine zu entdecken, von denen Ava gesprochen hatte. Über das Loch in der Hecke hatte sie allerdings die Wahrheit gesagt. Es war klein, als hätte der Fluss sich dort gerade so weit verengt, dass die Zweige über ihm zusammenwachsen konnten. Wir würden über Steine balancieren und uns bücken müssen, um durchzukommen, aber es war machbar, ohne schwimmen zu müssen.

„Mir nach“, sagte Ava mit gedämpfter Stimme. Sie hielt die Arme ausgestreckt, um die Balance zu halten, und trat in den Fluss. Suchend tastete sie umher, bis sie einen großen, flachen Stein fand. „Hier fängt der Weg an – alles in Ordnung mit dir?“

„Mir geht’s gut“, stieß ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Mit höchster Sorgfalt setzte ich meine Füße exakt dorthin, wo Ava hingetreten war, und hielt wie sie die Arme ausgestreckt. Aber mit jedem Schritt hatte ich das Gefühl, gleich würde ich in das dunkle Wasser zu meinen Füßen fallen. Sie duckte sich unter der Hecke hindurch, und ich konnte nicht mehr sehen, wo sie entlangging. Mir wurde übel, als Panik mich erfasste, und ich legte eine zitternde Hand an die Zweige der Hecke. Dann bückte ich mich und tastete mich Schritt für Schritt weiter.

Wie durch ein Wunder schaffte ich es trocken auf die andere Seite. Von da an gab es keine Steine mehr, und ich musste springen, um wieder auf festen Boden zu gelangen, aber ich schaffte es – und war in Sicherheit. Erleichtert seufzte ich. Wenn Ava dachte, sie würde mich noch mal durch dieses Loch kriegen, war sie verrückt.

Als ich aufsah, fiel mein Blick als Erstes auf Ava, wie sie den Reißverschluss an ihrem Rock öffnete. Das Top lag schon am Boden. Darunter trug sie einen Bikini, die Farben waren in der Dunkelheit nicht auszumachen.

„Was tust du da?“

Sie ignorierte mich. Statt nachzubooren, sah ich mich erst einmal um. Wir waren auf bewaldetem Gelände, und hätte ich es nicht besser gewusst, wäre ich überzeugt gewesen, dass wir immer noch auf der anderen Seite der Hecke waren. Alles sah genau gleich aus.

„Tut mir leid, Kate“, sagte Ava. Sie zog einen Müllsack aus der Tasche ihres Rocks und legte ihre säuberlich gefalteten Sachen hinein.

„Es tut dir leid? Was tut dir leid?“

„Dass ich verschwinde.“ Sie warf sich den Müllsack über die Schulter und schenkte mir ein breites Lächeln. „Nimm’s nicht persönlich. Wenn Dylan nicht so auf dich stehen würde, könnten wir vielleicht sogar Freundinnen sein. Aber ich bin mir sicher, du verstehst, warum das hier sein muss.“

„Warum was sein muss?“

„Das.“ Sie trat ins Wasser und schauderte. Anscheinend war es so kalt, wie es aussah. „Sieh das als Warnung, Kate. Lass die Finger von meinem Freund. Das nächste Mal wird es viel, viel schlimmer werden.“

Und mit diesen Worten sprang sie kopfüber in den Fluss.

Zwei Dinge geschahen gleichzeitig: Erstens begriff ich, was hier los war. Sie ließ mich hier zurück, in dem vollen Bewusstsein, dass ich Angst vor dem Wasser hatte. Es gab keine Party. Sie hatte das alles geplant.

Das Zweite passierte, als Ava auf das Wasser traf. Statt ihr hinterherzusehen, wie sie wegschwamm, hörte ich ein Übelkeit erregendes Knacken, als ihr Kopf auf einen Stein aufschlug. Und dann trieb sie auch schon schlaff in der Strömung davon.

Ich zuckte zusammen. Während ich ihr noch wie paralysiert nachsah, hatte das Wasser Ava bereits mehrere Meter weitergetragen, aber sie bewegte sich nicht. Sie musste beim Aufprall bewusstlos geworden sein.

Gut.

Nein, nicht gut, widersprach der moralische Teil meines Gehirns hartnäckig. Gar nicht gut. Wenn sie tatsächlich ohnmächtig war und nicht bloß benommen, würde sie ertrinken, falls die Strömung sie nicht an Land trieb.

Innerlich stöhnte ich laut auf. Sollte sie ruhig leiden – der Fluss war nicht besonders breit. Irgendwann würde sie schon wieder zu sich kommen und ans Ufer gelangen.

Aber diese Moralapostelstimme in meinem Kopf machte mich darauf aufmerksam, dass ich, sollte Ava etwas passieren, verantwortlich wäre. Und auch wenn sie versucht hatte, mir einen grausamen Streich zu spielen, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, dass einem weiteren Menschen in meinem Leben etwas Furchtbares geschah. Ich hatte bis an mein Lebensende genug von Tragödien.

Mein Körper hatte sich in Bewegung gesetzt, bevor ich eine Entscheidung treffen konnte. Im Schwimmen mochte ich eine Niete sein, aber rennen konnte ich. Im Laufen streifte ich die hochhackigen Schuhe ab und hatte schon die Hälfte der Strecke bis zu Ava zurückgelegt, bevor ich überhaupt begriff, was ich da tat. Die Strömung schien stark zu sein, aber nicht so stark, wie ich anfangs gedacht hatte. Schnell hatte ich Ava eingeholt und machte schlitternd Halt am matschigen Ufer, bevor ich mich einem vollkommen anderen Problem gegenübersah – dem Wasser.

Bilder aus meinen Albträumen schossen durch meinen Kopf, aber ich schob sie beiseite. Ava trieb mit dem Gesicht nach unten in der Mitte des Flusses, ich konnte unmöglich warten, bis sie näher kam. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich ließ sie ertrinken, oder ich sprang ihr hinterher in den Fluss. Mir blieb kaum eine Wahl. Widerwillig stürmte ich in das eiskalte Wasser und kämpfte mich mit mühseligen, von der Strömung gebremsten Schritten platschend und spritzend in ihre Richtung. Mit dem Zeh blieb ich an einem Stein hängen und fiel, tauchte der Länge nach unter, und bevor ich wusste, wie mir geschah, hatte die Strömung mich auch schon erfasst.

Panik stieg in mir auf, sobald mein Kopf unter Wasser geriet. Aber ich war bei

Bewusstsein, und auch wenn ich nicht schwimmen konnte, war der Fluss wenigstens nicht tief. Anders als in diesen grauenvollen Albträumen gelang es mir, den Boden unter den Füßen zu finden und mich aufzurichten, und ich stieß durch die Oberfläche. Ich kämpfte mich vorwärts, um Ava zu erreichen, und sobald sie in Reichweite war, packte ich sie am Arm und riss sie in meine Richtung. Mein Herz schlug schmerzhaft schnell in meiner Brust, aber ich versuchte so ruhig wie möglich zu atmen. Wenn Ava aufwachte, würde ich sie umbringen. Und wenn es auf dieser Welt so etwas wie Gerechtigkeit gab, würde sie genährt werden müssen und eine Narbe in ihrem hübschen kleinen Gesicht davontragen.

Ich zog Ava ans Ufer und aus dem eisigen Wasser heraus, unvorstellbar erleichtert, wieder trockenen Boden unter den Füßen zu haben. Obwohl sie höchstens eine halbe Minute im Fluss gewesen war, wurde ihre Haut schon blau, und ich drehte sie auf die Seite, in der Hoffnung, es würde helfen, falls sie Wasser geschluckt hatte.

„Ava?“, fragte ich und ließ mich neben ihr auf die Knie sinken. Meine Zähne klapperten. „Ava – wach auf.“

Sie regte sich nicht. Ich beugte mich über sie, wartete darauf, dass sie Luft holte, aber sie tat es nicht. Ich schluckte den Kloß des Entsetzens in meinem Hals hinunter. Ich musste sie beatmen.

Schnell rollte ich sie auf den Rücken und drückte auf ihr Zwerchfell: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ...

Ich blickte auf sie hinab und wartete. Nichts.

„Wenn das ein Scherz sein soll ...“ Ich versuchte es wieder. Eine Mund-zu-Mund-Beatmung würde ich ihr erst geben, wenn mir keine andere Wahl blieb.

In diesem Moment bemerkte ich die klaffende Wunde an ihrem Kopf. Ich begriff nicht, wie ich sie vorher hatte übersehen können – ihr Haar war blutgetränkt. Für einen Moment hörte ich auf mit der Herzmassage, um nachzusehen, wie schlimm es war.

Es war nicht bloß ein Schnitt. Mir drehte sich der Magen um, als ich ihr Haar beiseiteschob, um die Wunde anzusehen. Die Oberseite ihres Schädels war nicht länger gerundet – sie war flach.

Ich stieß einen spitzen Schrei aus und schlug mir die Hand vor den Mund, kurz davor, mich zu übergeben. Selbst in der Dunkelheit konnte ich erkennen, dass es nicht nur Blut und Haare waren, was ich sah. Ihre Kopfhaut lag frei und löste sich teilweise ab, und darunter glänzte ein eingeschlagener Schädel und Stückchen von – oh Gott, ich wollte nicht einmal darüber nachdenken.

Schnell legte ich meine Finger an ihren Hals, suchte vergeblich nach einem Puls. Mein Atem ging mittlerweile in raschen Stößen, und die Welt schien sich zu drehen, als ich reflexartig mit der Herzmassage weitermachte. Sie konnte nicht ... Das war unmöglich. Es war ein Streich, bloß ein geschmackloser Scherz, der damit enden sollte, dass ich meinen traurigen Hintern zum Eingangstor schleppen und nach Hause laufen musste. Sie sollte doch nicht ...

„Hilfe!“, schrie ich, so laut ich konnte, und heiße Tränen strömten mir übers Gesicht. „So *hilf* ihr doch jemand!“